

# IMPRESSUM

**Angaben gemäß § 5 DDG / § 18 MStV** Verlag  
LuziferMedia | Nikolaus Bettinger Hauptstr. 18a | 52477  
Alsdorf | Deutschland Tel.: +49 (0) 160 2407776 | E-  
Mail: nbbuero.de@gmail.com

**Titel der Originalausgabe:** *The Underdog – Die Narben eines Lebens* **Autor:** Nikolaus Bettinger |  
**Verlag:** Verlag LuziferMedia **Lektorat, Satz & Umschlaggestaltung:** Nikolaus Bettinger / NB-Büro  
**Copyright & Rechtliche Hinweise:** © Verlag LuziferMedia / Nikolaus Bettinger. Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung unzulässig. Es handelt sich um eine narrative Biografie (Narrative Non-Fiction) auf Basis öffentlicher Recherchen. Markennamen sowie Film- und Rollenbezeichnungen (u. a. *Rocky*, *Rambo*) sind Eigentum der jeweiligen Rechteinhaber und werden ausschließlich dokumentarisch genutzt.

## **Prolog: Die schiefe Fresse und der Traum vom Gold**

Hell's Kitchen war ein Ort, an dem Gott Urlaub machte und der Teufel vermutlich die Grundstücksverwaltung übernahm. Die Luft in diesem Kreißsaal schmeckte nach billigem Desinfektionsmittel, verbrauchtem Zigarrenmief und der Art von Hoffnungslosigkeit, die in den Ritzen der Wände festsäß.

Hier kam Sylvester Stallone an. Nicht als strahlender Held, nicht als Hoffnungsträger, sondern als medizinisches Versagen.

Zwei Zangen waren das Werkzeug, mit dem das Schicksal entschied, wie dieser Junge aussehen würde. Der Arzt, wahrscheinlich schon nach dem dritten Schnaps in der Mittagspause, setzte an. Er riss, er zog, er wütete im Gesicht des Säuglings herum, als wäre dessen Schädel ein widerspenstiges Stück Fleisch, das man in Form zwingen musste. Es gab ein Knacken – ein Geräusch, das ein Leben lang nachhallen sollte. Eine Hauptschlagader im Gesicht war durchtrennt, die Nervenenden pulverisiert.

Der Säugling schrie nicht vor Freude über das Licht der Welt; er schrie, weil sein Gesicht bereits zur Maske geronnen war. Als die Mutter den Jungen zum ersten Mal ansah – oder er sie – war da kein liebevolles Wiegen. Da war Entsetzen. Der Mund

des Jungen hing an der linken Seite schief herunter, eine dauerhafte, spöttische Grimasse, die ihm die Welt als einen Witz verkaufte, den er selbst noch nicht verstand. Die Zunge war ebenfalls gelähmt: Ein toter Muskel in einer Höhle, die fortan nur stotternd oder mit einem Lallen sprechen würde, das für den Rest der Welt wie eine Einladung zum Spotten klang.

Willkommen im Ring. Die Glocke hatte noch nicht einmal geläutet, und der Junge lag schon am Boden, die Zähne in der Spucke, das Gesicht verbeult, bevor er überhaupt das erste Wort artikulieren konnte.

Die Ärzte nannten es eine „Geburtskomplikation“. Stallone nannte es später den Startschuss. Von diesem Moment an wusste er – instinktiv, tief in seinem unreifen, zuckenden Nervensystem –, dass er etwas kompensieren musste. Wenn das Leben einem die Symmetrie raubt, muss man sich seine eigene Wahrheit schnitzen. Die Leute in New York waren nicht zimperlich. Sie traten nicht auf die Bremse, wenn sie ein Kind sahen, das aussah, als hätte es einen Boxkampf gegen eine Eisenstange verloren. Sie starrten. Sie lachen. Sie ließen den Jungen spüren, dass er ein Fremdkörper in ihrer Realität war.

Sein Vater, ein Mann, für den Zärtlichkeit eine Form von Schwäche war, sah seinen Sohn an wie ein beschädigtes Produkt, das er im Laden nicht umtauschen konnte. In seinem Blick lag keine

väterliche Wärme, sondern die kalte, frustrierte Wut eines Mannes, der selbst unter die Räder gekommen war. In diesem Haus wurde nicht geredet. In diesem Haus wurde gezankt. Das Klirren von Geschirr, das an Wänden zerschellte, wurde zum Soundtrack von Sylvesters frühen Jahren. Er lernte schnell: Wenn man nicht will, dass sie einem das Gesicht zertrümmern, muss man schneller sein. Oder härter. Oder so unberechenbar, dass sie zweimal überlegen, bevor sie die Hand heben.

Sylvester war ein Außenseiter, noch bevor er in den Kindergarten kam. Ein Kind, das mit einer schiefen Fresse die Welt fixierte, in der jeder Fehler gnadenlos bestraft wurde. Andere Jungen spielten mit Murmeln oder träumten vom Baseball. Sylvester übte vor dem Spiegel, wie er seine Lippen bewegen musste, ohne dass es aussah, als würde er einen Schlaganfall vortäuschen. Er trainierte die Muskeln, die noch funktionierten, bis sie brannten. Er wollte kein Mitleid. Mitleid war der Sargnagel für jeden, der in der Gosse aufwuchs. Mitleid bedeutete, dass sie einen für schwach hielten. Und wenn sie einen für schwach hielten, waren sie bereits dabei, einem den Rest zu geben.

Die Welt da draußen – die Straßen, die Schule, die anderen Kinder – war eine einzige, große Prüfung. Jeder Schultag war ein Frontalangriff. „Hey, Stallone, sprich doch mal was!“, riefen sie, während sie sich auf dem Boden wälzten vor Lachen, weil

sein „S“ ein Pfeifen war und sein Mundwinkel dabei wie ein kaputter Scheibenwischer zuckte. Sylvester stand da, die Fäuste tief in den Taschen vergraben, das Gesicht zu einer grimmigen Maske erstarrt, und schluckte den Zorn. Ein ganzer Ozean aus Galle und Wut staute sich in ihm an.

Er begriff früh: Wenn man so geboren wird, hat man zwei Optionen. Entweder man akzeptiert den Platz am Katzentisch und lässt sich von der Welt auslachen, bis man im Nichts verschwindet. Oder man nimmt diesen ganzen Schmerz, diese ganze Ablehnung, und schmiedet daraus eine Waffe.

Er war kein hübscher Junge. Er war der, den man nicht einlud. Er war der, an dem man vorbeisah, wenn die Mädchen im Raum waren. Aber Sylvester beobachtete. Er beobachtete die Leute, die stolz waren, die stark waren, die laut waren. Er fing an, sich eine eigene Identität zusammenzubasteln – wie ein Frankenstein-Monster aus den schlechten Karten, die ihm ausgeteilt worden waren. Er kopierte ihre Haltung, ihre Art zu gehen, ihre Art, den Kopf zu halten, damit die Schiefelage weniger auffiel.

Es war eine ständige Inszenierung. Sein Leben war eine Bühne, auf der er das Stück „Sylvester Stallone“ probte, während der Regisseur – der Zufall, das Schicksal, Gott – ihm immer wieder dazwischenfunkte und den Text strich. Die Lehrer schickten ihn von der Schule. Nicht nur einmal; zwölffach flog er raus. Überall war er der

Störenfried, der mit der kaputten Sprache und den wachsamen Augen, der nicht in die Ordnung passte. Sie sahen nur den asozialen Jungen mit dem seltsamen Gesicht. Sie sahen nicht den Kern, der unter dem Druck immer härter wurde.

Sie nannten ihn einen Versager, noch bevor er überhaupt die Chance hatte, etwas zu versuchen. Aber in dieser ständigen Ausgrenzung fand er etwas: Unabhängigkeit. Wenn man weiß, dass einen niemand rettet, wenn man weiß, dass kein Lehrer, kein Priester und kein Nachbar auf der eigenen Seite steht, hört man auf, um Erlaubnis zu bitten. Sylvester lernte, dass Respekt nichts ist, was man bekommt. Respekt war etwas, das man sich mit roher Gewalt, mit unerschütterlichem Willen oder mit einer Fassade, die so dick ist, dass sie keine Kugeln durchlässt, erarbeitet.

Er saß oft allein, während die anderen draußen spielten. Er betrachtete sein Spiegelbild in einer Pfütze in der Gosse von Hell's Kitchen. Das Wasser verzerrte sein Gesicht noch mehr, ließ es grotesk wirken. Er spuckte in das Wasser und sah, wie die Wellen sein Gesicht auseinander rissen. In diesem Moment beschloss er: Wenn die Welt ihn als das Monster sah, dann würde er das Monster sein, vor dem sie irgendwann alle Respekt haben mussten.

Er fing an, Bodybuilding-Magazine zu lesen. Er sah diese Körper, diese griechischen Statuen, diese Manifestationen von Kontrolle. Das war sein

Ausweg. Muskeln waren ehrlich. Wenn man ein Kilo Eisen hebt, lügt einen die Hantel nicht an. Wenn man mehr will, muss man mehr geben. Es gab keine „Geburtskomplikation“ für einen Bizeps. Es gab nur Arbeit. Er kaufte sich Hanteln, die mehr rosteten als glänzten, und fing an, gegen die Schwerkraft zu kämpfen. Mit jeder Wiederholung, mit jedem Schmerz in seinen Sehnen spürte er, wie sein Körper aufhörte, ein Opfer zu sein. Er wurde zu einem Panzer.

Die Schauspielerei kam später dazu. Nicht, weil er berühmt werden wollte, um Autogramme auf Brüste zu schreiben, sondern weil er endlich jemand anderes sein wollte. Jemand, der nicht stotterte. Jemand, der nicht schief aussah. Jemand, dessen Gesicht genau das ausdrückte, was er fühlte, ohne dass ein Nervenschaden dazwischenkam. Er wollte die Kontrolle übernehmen, die ihm bei der Geburt geraubt worden war. Er wollte die Geschichte schreiben, in der er der Held war – nicht das Problem, das man in der letzten Reihe versteckt.

Er war der Junge, der im Dreck aufgewachsen war und gelernt hatte, dass man nur dann nach oben kommt, wenn man bereit ist, sich die Hände blutig zu schlagen. Und wenn man zurückblickt auf diesen kleinen, schiefen Jungen im Kreißsaal von 1946, dann wollte man ihn nicht bemitleiden; man wollte ihn schütteln und ihm sagen: „Halt dich fest, Kleiner. Es wird verdammt weh tun. Aber du wirst

jeden verdammten Schlag genießen, weil er dich zu dem macht, der du bist.“

Er war bereit für den Kampf. Und die Welt hatte keine Ahnung, wer da gerade auf sie zukam.

Die Schule war kein Ort des Lernens. Die Schule war ein moderner Gladiatorenkampf, nur ohne die Ehre und mit einer viel mieseren Choreografie.

Man muss sich einen Zwölfjährigen vorstellen mit einem Gesicht, das aussah, als hätte ein betrunkenen Chirurg es mit einem Skalpell und einer Portion Zorn modelliert, und einer Zunge, die sich anfiel wie ein nasser Lappen in einem Mund, der zu klein für sie war. Wenn dieser Junge den Mund aufmachte, kam kein Wort heraus, sondern eine unverständliche Ansammlung von Silben, die jeden Lehrer zum Augenrollen und jeden Mitschüler zum Lachen brachte.

Sylvester war der Junge, der in den Ecken stand. Er war das Zielobjekt.

Er hatte zwölf Schulen von innen gesehen. Nicht, weil er ein intellektuelles Nomadenleben führte, sondern weil er überall rausgefliegen war. Wenn man täglich angeschoben wird, einem die Bücher aus der Hand geschlagen werden oder das eigene Gesicht als Zielscheibe für Spott benutzt wird, hat man zwei Optionen: Man wird der Typ, der am Boden liegt und weint, oder man wird der Typ, der die Faust ballt, bis die Knöchel weiß werden.



Sein Vater? Ein Mann, der Liebe nur kannte, wenn sie aus einer Handfläche kam, die mit Schmackes auf Sylvesters Hinterkopf landete. Zuhause war es wie im Ring, nur dass der Ring keine Seile hatte, sondern Wände, gegen die man geschleudert wurde. Da draußen war es nicht besser. Hell's Kitchen war eine Fleischwolf-Maschine, die Jungs wie ihn entweder zu Hackfleisch verarbeitete oder zu etwas, das so zäh war, dass man es nicht mehr klein kriegte.

Sylvester entschied sich für Option zwei.

Er verstand früh, dass die Welt nicht nach Gerechtigkeit funktioniert. Die Welt funktioniert nach Hierarchien. Und in dieser Hierarchie war er ganz unten, irgendwo bei den Algen, die im Dreck festkleben. Er musste sich transformieren. Wenn er schon nicht „normal“ aussehen konnte, musste er so aussehen, dass die Leute Angst hatten, ihn „schief“ zu nennen.

Er fing an, sich im Keller einzuschließen. Er hatte keine modernen Fitnessgeräte. Er hatte alte Rohre, Zementsäcke, die er mit Metallschrott füllte, und eine Stange, die irgendwo vom Sperrmüll stammte. Er trainierte, bis seine Muskeln brannten, bis ihm der Schweiß in die Augen lief und er nichts mehr spürte – keinen Hunger, keinen Kummer, keinen Hass. Nur die Spannung in den Fasern.

Es war eine Form von religiöser Hingabe, nur dass sein Gott ein Spiegelbild war, das langsam anfang,

etwas anderes zurückzustrahlen: Ein Exoskelett aus Muskeln.

In den Pausen, wenn er nicht gerade wieder jemanden vermöbelte, der es verdient hatte, oder verprügelt wurde von denen, die noch größer waren als er, rettete er sich in die Kinos. Das waren seine echten Schulen. Er saß in der Dunkelheit, atmete den Geruch von billigem Popcorn und Schweiß ein und starrte auf die Leinwand. Da waren sie: die Helden. Steve Reeves als Herkules. Männer, die keine schiefe Zunge hatten, die keine Probleme hatten, sich zu artikulieren, die die Welt einfach mit einem Blick oder einem Schwerthieb ordneten.

Er beobachtete sie nicht nur. Er studierte sie. Er sah, wie sie sich bewegten, wie sie den Raum beherrschten, wie sie Schweigen als Waffe einsetzten. Er begriff: Schauspielerei ist kein Text aufsagen. Schauspielerei ist eine Lüge, die so überzeugend ist, dass sie zur Wahrheit wird. Wenn er die Welt schon nicht zwingen konnte, ihn zu akzeptieren, dann würde er ihr eine Rolle vorspielen, die sie nicht ignorieren konnte.

Er fing an, vor dem Spiegel zu üben. Erst seine Mimik. Er versuchte, das Lähmungsphänomen zu kontrollieren, es in ein Markenzeichen zu verwandeln. Die Leute sagten: „Sly, du kannst nicht schauspielern, du nuschelst, du hast keine Mimik.“

Er dachte sich nur ihren Teil dazu. Die Welt war voll von glatten Gesichtern mit perfekter Aussprache,

die in der Bedeutungslosigkeit versanken. Sylvester hingegen hatte Narben, eine Geschichte und einen Hunger, der ihn von innen auffraß.

Er fing an, kleine Texte zu schreiben. Nicht für die Schule, sondern für sich. Geschichten über Typen wie ihn – Typen, die am Boden lagen, aber verdammt nochmal wussten, wie man wieder aufsteht. Er fing an, die Schläge, die er in der Schule eingesteckt hatte, in Worte zu fassen. Er baute sich seine eigene Welt auf; eine, in der er nicht das Opfer war, sondern der Typ, der die letzte Runde überlebte.

Seine Mutter sah ihn an, als wäre er geistesgestört. Seine Lehrer sahen ihn an, als wäre er ein verlorener Fall. Aber er war kein verlorener Fall. Er war ein Projekt, das in Arbeit war.

In dieser Zeit, zwischen der täglichen Gewalt in den Straßen und der Stille in seinem Keller, in der er seine Muskeln aufbaute und sein Gehirn mit den Drehbüchern der Großen fütterte, traf er eine Entscheidung. Er würde das alles nicht nur überleben. Er würde die Regeln ändern. Er würde nicht den Stempel tragen, den ihm diese Gesellschaft aufgedrückt hatte.

Er war der Junge mit der schiefen Fresse. Und eines Tages würden alle wissen, dass gerade diese schiefe Fresse der Grund war, warum sie nicht wegschauen konnten.

Er spürte es bei jedem Satz, den er übte, bei jeder Wiederholung an seinem improvisierten Hantelset. Er war kein Versager. Er war ein Underdog, der nur darauf wartete, dass der Gong zur ersten Runde läutete. Hollywood war weit weg, ein funkelndes Licht am Horizont, unerreichbar und verdammt teuer. Aber er hatte Zeit. Er hatte Wut. Und er hatte den unbändigen, fast suizidalen Willen, sein Leben in eine Performance zu verwandeln, die den Leuten das Maul stopfen würde.

Er war fertig damit, ein Zuschauer in seinem eigenen Leben zu sein. Er wollte derjenige sein, der den Film bestimmt. Und wenn er dafür durch die Hölle gehen musste, dann war das eben so. Die Hitze dort unten war ohnehin die einzige, die sich für ihn noch ehrlich anfühlte.

Er packte seine Tasche. Ein paar abgewetzte Bücher, ein Notizheft, das mit seinen ersten, holprigen Ideen vollgekritzelt war, und ein Blick, der inzwischen härter war als der Beton von Hell's Kitchen. Er war bereit, die Gosse zu verlassen. Nicht als Bittsteller, sondern als jemand, der verdammt nochmal zeigen wollte, aus welchem Holz man geschnitzt ist, wenn man schon im Dreck geboren wurde.

# Kapitel 1: Zwergeknast, Zoff und blaue Flecken

Das Wohnzimmer der Stallones roch nach kaltem Rauch, ranzigem Fett und der bleiernen Stille, die nur kurz vor dem nächsten Gewitter herrschte. Frank Stallone Senior, ein Mann, dessen Temperament so unberechenbar war wie eine verrostete Landmine, saß in seinem Sessel. Sein Blick bohrte sich nicht in seinen Sohn, er bohrte sich durch ihn hindurch. Für ihn war der Junge kein Sohn, sondern ein biologischer Konstruktionsfehler. Eine schiefe Fresse, ein verkrüppeltes Gesicht, das bei jedem Wort, das der Junge aus seiner gelähmten Zunge presste, wie eine schlechte Parodie auf einen Menschen wirkte.

„Halt die Klappe, Sly“, zischte er. Er musste nicht einmal schreien. Die Verachtung in seinem Tonfall schnitt tiefer als jede Scherbe, die Sylvester in den Hinterhöfen von Hell's Kitchen jemals unter die Sohlen bekommen hatte.

Die Mutter, Jacqueline, war eine Frau, die in ihrer eigenen Welt aus Astrologie und exzentrischem Überlebenswillen gefangen war. Sie sah ihren Sohn an und suchte nach einer Bestimmung, die sie nie fand. Für sein Umfeld wirkte er wie der Abfall, den das Universum ausgespuckt hatte – eine Laune der Natur, die man besser im Keller versteckt hätte.

Der Junge saß da, die Kiefer so fest zusammengepresst, dass seine Zähne schmerzten. Die Welt da draußen – die Lehrer, die ihn nach zwölf Schulwechseln endgültig als debilen Problemfall abgestempelt hatten, und die Bullies, die seine schiefe Schnauze als Zielscheibe für ihre Frustration nutzten – sie alle hatten ein Drehbuch für ihn geschrieben. Er sollte im Rinnstein enden. Oder im Knast. Oder als einer dieser Typen, die mit 40 an der Theke sitzen und von Schlachten erzählen, die sie nie geschlagen haben.

Aber das Drehbuch, das die da draußen für ihn schrieben, war Mist. Es war ein billiger Abklatsch, eine Produktion ohne Budget und ohne Herz.

Sylvester stand auf. Sein Stuhl kratzte laut über den abgewetzten Dielenboden. Sein Vater hob den Kopf, eine Drohung lag in seinen Augen, doch der Junge sah ihn nicht mehr als Gott-ähnliche Figur der Zerstörung. Er sah ihn als das, was er war: ein kleiner, wütender Mann, der seine eigene Unzulänglichkeit an seinem Sohn ausließ.

„Geh mir aus dem Weg“, murmelte er. Die Worte kamen schwerfällig, verzerrt – ein Kampf zwischen seinem Willen und seiner Anatomie.

Frank lachte. Ein trockenes, hohles Geräusch. „Du willst weg? Geh. Aber komm nicht winselnd zurück, wenn die Welt dir die Fresse noch weiter poliert, als es die Natur ohnehin schon getan hat.“

Sylvester ging nicht nur aus dem Raum. Er ging aus dem Haus. In den Flur, die Stufen hinunter, in die feuchte, stickige Nacht von New York.

Hier draußen, in der Dunkelheit, in der die Schatten der Hochhäuser wie lange Finger nach einem griffen, fühlte er es zum ersten Mal: diesen suizidalen, unbändigen Hunger. Es war kein Hunger nach Essen, obwohl sein Magen meistens flach an den Rippen klebte. Es war ein Hunger nach Existenz. Wenn man mit einer Maske zur Welt kommt, die jeder für ein Grinsen hält, obwohl man vor Schmerz schreit, dann hat man zwei Optionen: Man versteckt sich unter einer Kapuze und lässt sich vom Leben fressen, oder man zieht die Maske zur Uniform an.

Er wanderte durch die Straßen, bis seine Stiefel brannten. Er sah die Leute in den erleuchteten Fenstern. Die „Normalen“. Die mit den geraden Gesichtern, die saubere Sätze sprachen und deren Söhne vielleicht sogar geliebt wurden. Er hasste sie nicht. Er beneidete sie nicht einmal. Er betrachtete sie als Statisten in einem Film, in dem er die Hauptrolle spielen würde – selbst wenn er sich das Recht dazu aus dem Fleisch schneiden müsste.

Jede Ablehnung, die er an den Schulen erlebt hatte, jede Beleidigung seiner „schiefen Fresse“ – er sammelte sie. Er legte sie in ein inneres Archiv. Sie waren kein Brennholz, das ihn zu Asche verbrannte; sie waren der Sprengstoff, den er unter das Fundament seines alten Ichs legte.

Er kam an einer alten, verlassenen Lagerhalle vorbei. Ein Kater strich um die Mülltonnen, hungrig und mit einem zerfetzten Ohr. Sie sahen sich an. Es war dieselbe Sorte Abschaum. In diesem Moment begriff er: Die Welt gibt einem nichts. Sie nimmt einem, was sie kann, bis man ein Skelett aus Zweifeln ist. Wenn man etwas will, muss man es sich nehmen. Nicht mit Bitten. Nicht mit Betteln. Mit einer Härte, die so kalt ist, dass sie selbst den härtesten Asphalt zum Brechen bringt.

Er kehrte in das dunkle, nach Rauch stinkende Loch zurück, das sie „Zuhause“ nannten, aber sein Kopf war schon woanders. Er legte sich auf sein schmales Bett, starrte an die Decke, an der der Putz abblätterte, und visualisierte. Er sah keinen Jungen mit Sprachfehler. Er sah einen Krieger. Er sah jemanden, der durch das Feuer gegangen war und eine Haut aus Stahl zurückbehalten hatte.

Die körperliche Gewalt, die sein Vater ihm angedeihen ließ, die psychische Gewalt der Außenwelt – er begann, sie umzupolen. Er fing an, Übungen zu machen. Liegestütze auf den rauen Holzdielen, bis die Haut auf seinen Knöcheln aufplatzte und sein Schweiß den Dreck des Bodens aufwischte. Er wollte Schmerz. Er brauchte Schmerz. Schmerz war die einzige Sprache, in der er fließend sprach. Schmerz war ehrlich. Schmerz war die Bestätigung, dass er noch da war.

Jeder Stoß, jedes Echo der Schläge, die er in seinem Leben kassiert hatte, verwandelte sich in